

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 26.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 4. Juli 1892.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Sirnis.

Novellette von Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

Es ist wirklich ganz niedlich bei Ihnen — sehr niedlich!" wiederholte er, wie um den halb mitleidigen Ton seiner Worte zu mildern.

Ihre hellen braunen Augen leuchteten freudig auf. "Ja, nicht wahr? Es ist anders, als da wir noch Kinder waren und uns im Schlosse meiner Eltern herumtummelten, aber es ist doch ganz niedlich!"

Es lag eine gewisse naive Genugthuung in dem "ganz niedlich" des jungen Mädchens. Für sie hatte das Wort nichts Mitleiderregendes.

"Ganz niedlich!" senzte plötzlich aus der Ecke eine Matrone mit silbergrauem Scheitel, und dieser Senzter verriet, wie schmerzlich sie das Wort empfand. Niedlich, d. h. armelig, ein schwacher Abglanz jener Pracht, von der sie einst umgeben war!

Die alte Dame schüttelte schwermütig das Haupt, lehnte sich dann zurück in den großen, mit ehedem kostbarem, jetzt aber verschliffenem Stoff überzogenen Sessel und schloß die Augen.

Die beiden im Zimmer anwesenden jungen Leute saßen einander gegenüber an dem runden Tisch, auf welchem der Theekessel hurrte und glatte weiße Tassen mit dünnem, goldenem Rande symmetrisch hingestellt waren. In der Mitte prangte ein kleiner runder Napfkuchen.

Es fehlt nur noch ein Blumensträußchen in der Mitte des Kochens und der Sonntagslästertisch eines Krämers wäre glücklich getroffen, dachte der junge Mann, schlug die Beine übereinander und lehnte sich nachlässig zurück; aber er schloß seine Augen nicht, sondern heftete sie halb neugierig, halb mitleidig auf das junge Mädchen.

Sie hielt die Blicke auf eine feine Arbeit gefenkt, und ihre Hände zitterten leise. Sie fühlte sich beobachtet.

"Wie hast — wie haben Sie sich eingelebt in die neuen Verhältnisse, Edith?" fragte er, mehr um die drückende stumme Pause zu unterbrechen, denn aus wirklicher Teilnahme.

"Du kannst mich ruhig duzen — wie früher," sagte das junge Mädchen, hob den Kopf und blickte ihm freudig ins Auge.

Dann ließ sie die Arbeit in den Schoß sinken, reichte ihm die feine, gelblichweiße Hand über den Tisch hin und setzte treuherzig fort: "Jetzt, da du wieder hier bist, Kurt, ist ja alles eitel Sonnenschein! Mein Gott, das bißchen Vornehmthuererei habe ich halt aufgeben müssen, als das Schloß verkauft, die Dienerschaft entlassen wurde, jetzt muß ich selbst nach der kleinen Wirtschaft sehen, und statt des feinen Dieners in weißen Handschuhen sagt uns die alte Martina: es ist aufgetragen! Auch wird nicht ganz so viel aufgetragen wie früher, aber am Sonntag schreibe ich doch ein menu in französischer Sprache und stelle es vor Mama hin, dann schmeckt ihr das einfache Essen besser. Gelt, Mama?"

Edith lachte fröhlich auf, die Matrone nickte, mit halb entschuldigendem Blick Kurt anlächelnd.

Sie ist noch ein Kind! schien der Blick zu sagen. Kurt von Losnig rückte unruhig auf seinem Stuhle. Er zog sein stark nach Klang-Klang duftendes Batisttuch hervor. Er vermeinte damit den Parfüm des Spießbürgertums, den er seit einer Viertelstunde einatmete, zu verschweigen.

Die Matrone sog mit wahrer Gier den bezaubernden Duft ein. Sie hatte diesen Luxus lange entbehrt.

Edith rümpfte die Nase.

"Welcher Glanz in unserer Hütte," sagte sie mit spöttelnder Selbstironie; dann bereitete sie den Thee und schenkte ein.

"Weißt du, Kurt, seitdem ich den Thee selbst bereite, ist er viel besser," scherzte sie. "Ein Stückchen Kuchen gefällig?"

Sie hatte sich halb von ihrem Sitz erhoben und schnitt den Napfkuchen an.

"Nein, nein, ich danke," sagte Kurt beinahe heftig, als hätte man ihm eine giftige Speise angeboten.

"Schade, der Kuchen ist gut," meinte Edith. Ihr zartes Gesichtchen sah ganz traurig drein. "Ich habe ihn selbst gebacken."

"Auch das noch!"

Der Ausruf war ihm unwillkürlich entschlüpft, und nun wurde er beinahe verlegen. Diese kleine Verlegenheit half ihm aber über die große erste Verlegenheit, die der ganzen Umgebung galt, hinweg, und er stürzte sich in ein Gespräch, das weit ablag von den Interessen der beiden Frauen, das aber seine ganze Lebensweise und Denkungsart deutlich wiederpiegelte. Edith vermochte ihm nur schwer auf diesem für sie unbekanntem Terrain zu folgen.

Der Jugendfreund, mit dem sie einst Tag für Tag gespielt, den sie lieb gewonnen wie einen Bruder, den sie in der jahrelangen Abwesenheit noch ganz anders lieben gelernt, stand ihr jetzt plötzlich als ein so ganz anderer gegenüber, daß sie sich fragte, ob es wirklich noch derselbe Mann, nach dem sie sich in ihren stillen Mädchenträumen gesehnt. Freilich waren viele Jahre vergangen, seitdem sie ihre Hand zu vermeintlich kurzem Abschied in die feine gelegt. Sie war damals ein übermütiges dreizehnjähriges Mädel mit lachenden braunen Augen und kastanienbraunen Flechten, die ihr lang und schwer über die noch hageren Schultern fielen. Er war bereits ein achtzehnjähriger junger Mann, groß, schlank, auffallend hübsch, und schon damals sehr korrekt in seinen Bewegungen und Redewendungen. Schon damals trug er mit Vorliebe englische Stoffe, kurze Paletots und ganz dünne Rohrstöckchen mit unverhältnismäßig schwerem, silbernem Knäuf. Manchmal vergaß er sein elegantes Dekor, um beinahe wie ein Kind ausgelassen herumzutollen, aber er ließ sich nur mit Edith gehen. Waren dritte zugegen, so benahm er sich steif und gemessen, wie ein blasierter Lebemann. Sein Vater war ihm früh gestorben, und eine eitle, unvernünftige Mutter entwickelte in ihm zeitig einen Ichkultus, dem er bald alles und alle rücksichtslos opferte.

"Wenn du zurückkommst, dann heiraten wir," sagte Edith damals lachend zum Abschied.

Er nickte und lächelte, denn es war ja nicht unmöglich, daß er der hübschen und, wie er vermutete, reichen Erbin in einigen Jahren die Ehre angeheihen ließe, sie zu seinem Weibe zu nehmen, aber er war auch vorsichtig genug, dem Kinde kein allzu festes Versprechen zu geben, das er vielleicht später nicht zu halten gesonnen. Er hatte seine ganz individuellen Ehr- und Rechtsbegriffe und hatte es früh gelernt, sich mit einem Lächeln über schwierige oder unklare Situationen hinwegzuhelfen. Dieses feine diplomatische Lächeln, dessen tieferer Sinn dem Kinde entging, hatte damals zur Folge, daß Edith sich plötzlich laut schluchzend an seine Brust warf, und aus dem unbefangenen heiteren ein schmerzlicher Abschied



Sommertoiletten. (Beschreibung S. 259.)

stieß Kurt ihre Hand zum Kusse, und Edith streckte ihm mit höflichem Lächeln ihre eifigen Fingerspitzen entgegen.

Kurt von Losnitz grüßte nochmals mit seiner unmaßnahulich korrekten, steifen, englischen Kopfeigung, murmelte ein paar unverständliche Worte und trat zur Thüre hinaus.

Edith begleitete ihn mit keinem Schritt. Als die Thüre hinter ihm ins Schloß gefallen war, wendete sie ihrer Mutter das totenbleiche Antlitz zu.

„Kind, erkläre mir —“ stammelte die Matrone erregt.

Edith sank in die Knie und barg mit lautem Schluchzen den Kopf in den mütterlichen Schoß. „D laß, Mama, laß!“ sagte sie nach einer Weile, während deren sich die Baronin vergebliche Mühe gegeben, ihre Tochter zu beruhigen.

„Was fehlt dir, mein Kind, was fehlt dir?“ wiederholte die alte Dame immer wieder.

Edith erhob sich und trocknete die Augen. „Mir fehlt nur, was dem Bilde da fehlt“ — sie zeigte auf die Lombardin — „eine Kleinigkeit: der Firnis und der Rahmen!“ erwiderte sie bitter.

(Schluß folgt.)

Korallen und Perlen.

Von Georg Busz.

Nachdruck verboten.

In dem indischen Epos Ramajana, welches uns durch übersehte Bruchstücke Fr. Schlegels und durch Holzmanns treffliche Arbeit näher gebracht ist, befindet sich eine anmutige Schilderung, nach welcher die Könige ihren Töchtern außer Gold noch eine Fülle von Korallen und zarten Perlen als Mitgift spendeten, die Elefanten sogar mit Perlen geschmückt wurden, und neben Eisen- und Goldarbeitern auch Perlenbohrer das Heer begleiteten. Die Entstehung des Ramajana fällt in das graue Altertum, in die frischeste Helbenzeit des Sanskritvolkes, und in den Tagen seiner Entstehung war auch die Wertschätzung von Korallen und Perlen bereits allgemein verbreitet. Gerade in Ostindien ist noch heute wie zu Zoroasters Zeiten die Vorliebe für Korallenschmuck stark verbreitet, und zwar besonders unter den dortigen Priesterkassen, welche mit ihm ihre Kleider schmücken, um sich vor Gefahren zu sichern. Korallen gelten eben als Talismane und werden teuer bezahlt. Und wie in Ostindien dem prächtigen roten Gewächs des Meeres übernatürliche Kraft zugeschrieben wird, so auch in Italien — das Tragen kleiner Korallenhände schützt vor dem bösen Blick, der gefürchteten „Fettatura“. Jungfrauen werden von diesem bösen Blick ganz besonders getroffen, und zwar um so sicherer, je schöner sie sind. So findet man denn die zierlich geschnittenen roten Korallenhand gerade am Busen der anmutigsten und glutäugigsten Kinder Italiens, schöner Gestalten, welche die Erinnerung wecken an die edlen Frauenerscheinungen, die einst ein Rafael, Palma Vecchio, Bordonone und andere Meister des Cinquecento so berührend geschildert.

Das Mittelmeer ist die Mutterstätte der roten Edelkorallen, und aus diesem Grunde ist auch Italien der Mittelpunkt für die Verarbeitung der Korallen. In der Tiefe der Salzflut haben die Polypen sich auf festem Grunde angesiedelt, indem sie aus einem mit rotem Farbstoff imprägnierten Kalk einen vielästigen, pflanzenähnlichen Strauch bauen, welcher zu einem gemeinsamen Träger der ganzen Tierkolonie verwendet wird. Diesem Strauch lagert eine feste, lederartige Haut nach Art der Baumrinde auf, in welcher sich die Einzeltiere eingelagert befinden, immer neues Material der zackigen, ästigen Kalkmasse anfügend, sodaß wir von einem „Wachstum“ der Koralle sprechen können.

Den Fischern fällt nun die Aufgabe zu, die schönen roten Zweige aus Tiefen von zehn bis achtzig, zuweilen sogar von zweihundert Meter abzulösen und „zum rosigem Licht“ hinaufzuschaffen, auf daß die phantastisch-reizvolle Gabe des Meeres in den Werkstätten der Menschen verarbeitet und veredelt werde. Sie bedienen sich als Fischereigeräte eines hölzernen, durch einen Stein beschwerten Kreuzes von etwa einem Meter Durchmesser, an dem ein derber, geflochtener Netzack befestigt ist. Dieses Gerät wird in die Tiefe hinabgelassen und auf dem Meeresgrunde hin- und herbewegt, sodaß die Korallenzinken abgebrochen werden und in den Sack fallen. Nur selten stürzt sich ein kühner Taucher über Bord, um den Strauch mit der Hand abzuberechen und aus der Flut emporzubringen.

Als die ergiebigsten Stätten solcher Korallenfischerei gelten die Küsten Sardinien's, Neapels, der Ionischen Inseln und Siziliens, die Küsten Toscanas und Korsikas, sowie jene Algiers. Nähnlich wie die norwegische Heringsflotte zieht jedes Jahr auch die italienische Korallenflotte auf den Fang aus, und zwar besonders von Torre del Greco. Im Durchschnitt entfallen die italienischen, französischen und spanischen Häfen jährlich 500 Fahrzeuge, deren Gesamtente sich auf 200 000 Kilogramm schätzen läßt, und von dieser Menge entfällt auf Italien etwa drei Viertel zu einem Gesamtwerte von vier bis sieben Millionen Franken. Die gezeichneten und edelsten Zinken sind jene von zarter blaßroter Farbe — sie werden mit 400 bis 500 Franken für das Kilogramm bezahlt, während die dunklen geringer im Werte stehen und kaum einen Preis von 70 Franken erreichen.

Von dem lederartigen Ueberzuge befreit und sortiert, gelangen die Zinken in die Werkstätten, wo sie in Stückchen zersägt und zu Perlen gedreht oder mit dem Stichel zu kleinen plastischen Kunstwerken, Broschen, Knöpfen, Verloques, Stock- und Schirmgriffen oder gar zu kleinen Statuetten und Gruppen verarbeitet, geschliffen und poliert werden. Vorzügliche figurale Leistungen, die sich durch sorgfältige Ausführung auszeichnen und im edelsten, tadellosesten Material geboten werden, erzielen zuweilen erstaunlich hohe Preise. So befindet sich im Besitze des Königs Humbert eine zehn Centimeter hohe Gruppe von mehreren Figuren, welche 24 000 Franken gekostet hat. Bei den gewöhnlich im Handel vorkommenden Schmuckgegenständen ist darauf zu achten, daß sie keine Risse, Sprünge und Flecken besitzen. In dem Verbergen solcher Fehler sind die italienischen Werkstätten mehr als geschickt — man möchte sagen: raffiniert. Auch in der Verwertung des Abfalles, der beim Schnitzen und Drehen in großer Menge entsteht, bezeigen sie große Kunst — die Späne werden zu einem Kitt vereinigt, um aus ihm minderwertige Perlen und sonstige Schmuckartikel zu erzeugen. In diesem Falle ist für den Käufer eine Täuschung bei einiger Vorsicht ausgeschlossen, denn

die echte Koralle erscheint hart, fest und halbdurchsichtig wie Glasur und besitzt ein wirkliches Farbenfeuer; das Fabrikat nicht. Ob nun die Erzeugnisse der Korallenindustrie geschmackvoll sind, läßt sich mit gutem Gewissen kaum behaupten. Der Reiz der Koralle beruht in ihrem eigenartigen Wachstum, in ihrer Verzweigung und Knospenbildung. Es steckt ein phantastisches, ungemein anziehendes Element in solcher Zinke, aber es geht völlig verloren, indem man diese originelle Bildung durch Zerstückelung, Drehen und Beschneiden zu willkürlichen Figuren und gar zu Perlen und Knöpfen umgestaltet. Mehr als bisher sollte die Zinke in ihrer natürlichen Form für Schmuckstücken, insbesondere für Broschen, belassen werden, zumal der Goldarbeiter das wunderliche rote Gewächs auch in dieser Gestalt bestens mit goldenen Reifchen und Ketten oder mit anderen gut erfundenen Montierungen in Gold verzieren kann. Nach solcher Richtung hin wäre eine Reform in der Benutzung der Koralle anzustreben.

Ehe wir von diesem Edelkinde des Meeres scheiden, möge noch erwähnt werden, daß es nicht allein in roter, sondern auch in weißer und schwarzer Farbe vorkommt. Beide Sorten werden aber wenig verarbeitet. Die schwarze oder Königskoralle, der Accabar der Orientalen, wird in gewissen Gegenden des Roten Meeres gefunden. Das von den Polypen verwandte Material ist ein schwarz gefärbter Kalk, welcher ähnlich wie der schwarze Marmor eine feine und feste Textur besitzt und die feinste Politur annimmt. In die europäische Schmuckindustrie hat sich diese schwarze Koralle wohl kaum Eingang verschafft.

Und nun zu den orientalischen Perlen. Sie bedeuten Thränen, entspricht doch ihr sanfter, weiß schimmernder Glanz dem feucht gewordenen Weiß des Auges. Und doch werden



Miss Kate Marsden.

sie seit unvordenklichen Zeiten geschätzt und getragen. Sie sind immer modern, denn „ewige Schönheit ist das ewig Neue“. Eine Perlenkette, ruhend auf edelgeformter Büste, erweckt wie ein duftiger zarter Spitzenbogen die Darstellung der wahren Vornehmheit, des feinen Geschmacks und poetischen Empfindens. Im Golde steckt immer stehender Glanz, der ins Auge fällt und sich aufdringlich bemerkbar macht, eine etwas brutale Eigenschaft, welche bei goldbeladenen Parvenüs geradezu abstoßend wirkt. Aber die Perle ist, wie das wahrhaft Edle und Köstliche, bescheiden. In ihrer fleckenlosen Reinheit gilt sie als Symbol tugendhafter Frauen, welches Dichter mit Vorliebe zur Verherrlichung ihrer weiblichen Ideale benutzt haben. Das Altertum schätzte sie vielleicht noch mehr als die heutige Zeit. Die Gestalten der Kleopatra und des Antonius, des Caesar und der Servilia, der Mutter des Brutus, tauchen in unserer Erinnerung auf. Großmütig schenkte Caesar der Servilia eine Perle im Werte von sechs Millionen Sesterzen, aber dieses königliche Geschenk sollte ihn vor dem Dolche des Brutus nicht schützen. Mit kostbaren Perlen schmückten die römischen Frauen sogar ihre Schuhe — was hat das Römertum der Kaiserzeit in seinem Uebermut und seiner Prachtliebe nicht alles gesündigt! Das Römertum sank dahin, aber die Lust an Perlen schmuck blieb. Die mittelalterliche Kirche fügte das schimmernde Kleinod den Reliquarien ein. Die spanischen Konquistadoren des sechzehnten Jahrhunderts schleppten als das kostbarste und Begehrtesten aus den Schatzkammern orientlicher Fürsten wundervolle Perlen in ihre Heimat. Die englischen Nabobs des 18. Jahrhunderts gaben Unsummen für Perlen aus. Und heute bildet die Schmir gleichmäßig runder fleckenloser Perlen den vornehmsten Schmuck der Herrscherinnen.

Jahre hindurch hat Kaiser Friedrich als Kronprinz tadellos runde Perlen von großer Gleichmäßigkeit gesammelt, bis er endlich seiner Gemahlin eine unvergleichliche Schmir überreichen konnte. Wundervoll ist eine Schmir aus dem Besitze der hochseligen Kaiserin Augusta, welche diese einst von ihrem Vater, dem Großherzoge von Weimar, erhalten hatte und als ihren kostbarsten Schmuck bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Wahrhaft entzückend sind auch die Perlenkollern der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und der Königin von Italien. Solche Perlen zusammenzubringen erfordert einen hohen Grad von Sammeleifer und Geduld. Die Preise lohnen es jedoch, sich jener Mühe zu unterziehen, denn auf der letzten Pariser Weltausstellung wurde beispielsweise ein fünfzeihiges Perlenkollern zu einem Preise von einer halben Million Franken

verkauft. Auch konnte man im vergangenen Jahre bei einem Berliner Hofjuwelier eine birnenförmige Perle im Gewicht von 38 Karat sehen, für welche 48 000 Mark verlangt wurden. Sie war 18 Millimeter lang und 13 Millimeter breit. Sogar noch umfangreichere kommen vor; wird doch erzählt, daß sich im Besitze des Schah von Persien eine solche befindet, deren Länge und Breite 35 zu 27 Millimeter beträgt.

Neben der Größe ist für den Wert der Perlen ausschlaggebend ihre Farbe: ein ungetrübbes Weiß wird am meisten geschätzt. Dieses Weiß erscheint um so vollkommener, je feiner und gleichmäßiger die kleinen Unebenheiten der Perlenoberfläche beschaffen sind, denn desto allseitiger wird das auf sie fallende Licht zerstreut. Nicht alle orientalischen Perlen können sich eines solchen Vorzuges rühmen: entweder sind die Unebenheiten zu bedeutend, sodaß ein dunkler Ton entstehen muß, oder ihre Farbe spielt an und für sich schon ins Bläuliche, Gelbliche oder Schwärzliche, je nachdem eben die Gesamtfärbung der Muschel war, aus welcher das kostbare Kleinod entnommen wurde. Bezüglich der Form steht die tabelförmige Kugel über der Birnenform. Perlen in jenen wunderlichen Barockformen des 17. und 18. Jahrhunderts besitzen heute einen erheblich geringeren Wert.

Aus dem Vorstehenden dürfte zur Genüge die Schwierigkeit einer Wertbestimmung der orientalischen Perlen nach dem Gewicht einleuchten, denn neben der Größe spielen Form und Farbe eine sehr hervorragende Rolle. Als Perlengewicht gilt das Karat, welches 0,205 Gramm entspricht und ursprünglich gleichbedeutend war mit dem Gewicht eines Johanniskernes. Um die schnelle Wertsteigerung in der Größe der Perlen durch Geld zu fixieren, nimmt man nun an, daß diese nach dem achtfachen Quadrate des Gewichtes erfolgt. Kostet also eine einkaratische Perle drei Mark, so kostet eine zehnkaratische zehnmal zehnmal drei oder 2400 Mark. Man mag aus diesen Angaben ermessen, wie der Wert eines Kollerns, welches aus sechzig oder achtzig großen Perlen von tadelloser Reinheit und Gleichmäßigkeit besteht, in die Hunderttausende steigt. Sorgt man sich denn auch solche Schätze bewahrt werden, und gerade bei den Perlen ist diese Sorgfalt geboten, denn vieles Tragen, Schweiß, Temperaturwechsel und Feuchtigkeit greifen ihre Oberfläche an und verändern ihre Farbe. Perlen an trockenen Orten aufzubewahren, ist daher Hauptbedingung für ihre gute Erhaltung.

Neben den kostbaren Gaben der tropischen Meere, insbesondere des Persischen Meerbusens und des zwischen Ceylon und der Koromandelküste gelegenen Teiles des Indischen Ozeans, noch ausführlicher zu gedenken der kleinen Flußperlen, welche unsere heimischen Flüsse, wie die Elz und der Regen in Niederbayern, die Elster im sächsischen Voigtlande, der Queiß und die Zuppel in Schlesien, in spärlicher Menge spenden, dürfte in Rücksicht auf die Geringwertigkeit des Materials überflüssig erscheinen. Geringer mag noch gedacht werden einer künstlichen Nachahmung der orientalischen Perle durch hohle Glas- kügelchen, deren Innenfläche mit einer perlmutterglänzenden, aus den silberglänzenden Schuppen unseres Süßwasserfisches, des Akelei, zubereiteten leimartigen Masse überzogen und deren Höhlung mit Wachs gefüllt ist. Diese Nachahmungen sind trefflich gelungen. Jene als Perlenessenz bezeichnete Masse wurde schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Paris erfunden, aber sie ist teuer, denn zu einem Kilogramm derselben mügen die Schuppen von mehr als 30 000 Fische erforderlich sein. Auch werden die Glas- kügelchen statt der Perlenessenz mit dem leichtflüchtigen spiegelnden Metall gefüllt. Sogenannte „römische Perlen“ werden aus Abaster mit einem Ueberzuge von Wachs und Perlenessenz hergestellt, während bei den Wachsperlen das Abaster wegfällt und der ganze Kern aus Wachs besteht, der nun durch die bedeckende Perlenessenz seinen schönen Glanz erhält.

Aber gegenüber allen diesen Nachahmungen werden die echten Kinder des Meeres, die sanft schimmernden Perlen und die anmutig-roten Korallen, stets ihren hohen Wert behalten, denn an Schönheit werden sie von dem Werk der Menschenhand doch nicht erreicht werden.

Eine barmherzige Samariterin.

Nachdruck verboten.

Zu einer Zeit, da ein merkwürdig großer Teil unserer Landsleute noch anscheinend ernstlich mit der Frage sich beschäftigt, ob die Frauen denn auch die moralische Befähigung und physische Kraft zur Ausübung des medizinischen Berufes haben, während doch das Annehmenmühen von der Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes längst von keinem Verständigen mehr geglaubt wird und die erschreckende Zunahme der Frauenkrankheiten nachgerade auch für Deutschland die Anstellung weiblicher Ärzte zu einem unabwendbaren Bedürfnis erhoben hat, in einer solchen Zeit kann nicht oft genug an die physische und moralische Kraftleistung der jungen Mutter erinnert, kann nicht oft und nicht dringend genug auf jene Tausende von Frauen hingewiesen werden, die bei der Geburtshilfe und vor allem in der Krankenpflege, also gerade in den schwierigsten Zweigen des ärztlichen Berufes, große und rühmensewerte Verdienste sich erworben haben. „Zwanzig Männer verbunden erkrügen nicht diese Beschwerde“, sagt Goethe im Hinblick auf die aufopfernde Pflege des neugeborenen Kindes durch die Mutter. Und unsere Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern, die bekanntlich größtenteils aus jenen besser situierten Kreisen sich rekrutieren, wo eine gewisse Verwöhnung und Verzärtelung der Frauen herkömmlich ist, entwickeln dennoch in dem freiwillig gewählten Samariterberuf einen Heldenmut, eine Selbstüberwindung und Nervenstärke, die ihre moralische Befähigung zum Beruf des Arztes längst schon für jeden Einsichtigen außer Zweifel gestellt haben. Ein solches leuchtendes Beispiel von bewundernswerter Willenskraft und Nächstenliebe hat in jüngster Zeit wieder eine hochherzige Engländerin gegeben, Miss Kate Marsden, die ihr Leben von aller Welt verlassenem Ausgastanken gewidmet hat.

Miss Marsden ist im Jahre 1859 als die Tochter eines Rechtsanwaltes in einem Vororte Londons geboren. Sie besuchte die Schule in dieser Stadt und bildete sich mit fünfzehn Jahren zur barmherzigen Schwester aus. Achzehn Jahre war sie alt, als der letzte russisch-türkische Krieg ausbrach und sie mit anderen englischen Diakonissinnen zur Pflege verwundeter Soldaten sich nach dem Kriegsschauplatz begab.

Sie fand sie eines Tages zwei am Wege liegende Bulgaren, die vom Ausatz dermaßen entsetzt waren, daß sie kaum

noch menschlichen Wesen gleichen und ihre Nähe, des ekelerregenden Aussehens wegen, selbst von den Ärzten gefürchtet und gemieden wurde. Der herzzerreißende Anblick der beiden Unglücklichen übte einen so erschütternden Eindruck auf die junge Diakonissin aus, daß sie, von tiefstem Mitleid ergriffen, sich gelobte, fortan die Trösterin und Pflegerin dieser von der Menschheit ausgestoßenen Kranken zu werden.

Nach England zurückgekehrt, wollte sie sofort nach den britischen Kolonien sich wenden, um dort in den Hospitälern Ausfallkranken aufzusuchen und zu pflegen. Ihre Eltern hielten sie jedoch davon zurück, sodaß sie erst nach deren Tode ihr Vorhaben ausführen konnte.

Sie war zuerst in den Hospitälern an den Küsten Afrikas thätig, sodann ging sie nach Kleinasien. Zufällig hörte sie hier von einem Reisenden, daß in Ostibirien in der Nähe von Jakutsk eine Pflanze vorhanden sei, die mit Erfolg von den Eingeborenen als linderndes Mittel gegen den Ausfall angewendet werde.

Unverzüglich beschloß Miß Marsden nach Sibirien zu reisen. Sie begab sich zunächst — im November 1890 — nach Petersburg und erwarb von der Zarin einen Geleitbrief, der alle Behörden und Beamten anwies, ihr auf ihrer beschwerlichen Reise jede gewünschte Erleichterung und Unterstützung zu gewähren. Ihr Weg bis Jakutsk betrug neuntausend Werst, von denen sie reichlich den dritten Teil in gebirgigen, meist unwegsamen Gegenden zu Pferde, nach Männerart sitzend, zurücklegen mußte. An ihrem Bestimmungsort angelangt, sah und ermaß sie erst die verzweifelte Lage der vielen Unglücklichen, die man hierher, in die fast kälteste Gegend der Erde, verbannt hatte. Sie erkannte die Notwendigkeit der Begründung einer besonderen Kolonie für diese Ausgestoßenen und machte sich sofort entschlossen ans Werk: binnen kurzer Zeit brachte sie durch Sammlungen 20 000 Rubel auf und ließ dafür im Jakutsker Gebiete Ausfallhäuser bauen.

Im letzten Winter war Miß Marsden wieder in Petersburg und Moskau und rief in beiden Städten Vereine zur Bekämpfung des Ausfalls ins Leben, um auf diese Weise ihren sibirischen Hospitälern die Mittel zur dauernden Unterhaltung zu sichern. Zu gleichen Zwecken bereist sie zur Zeit die anderen europäischen Großstädte.

Miß Marsden, die Pflegerin der Ausfalligen, gehört zu den hervorragendsten Frauen des neunzehnten Jahrhunderts; sie hat den schönen Beweis geliefert, daß wahre, reine Nächstenliebe dem Menschen die göttliche Kraft verleiht, die in seiner Natur wurzelnden Gefühle des Abscheues und Efels, sowie die Furcht vor der fast sicheren Ansteckung zu überwinden und als Engel der Barmherzigkeit dem Verlassenen die rettende Hand zu reichen, ja selbst dem Elendesten noch ein Wort des Trostes zu spenden!

Seiße stille Liebe schwebet
Ueber alle Welten hin —
Wo ein Herz in Thränen bebet,
Da erscheint die Trösterin!

Gustav Dahms.

Kate Wilfing.

Novelle von Ottomar Beta.

(Schluß von S. 238.)

Nachdruck verboten.

XI.

Wenige Tage später befand Werner sich an Bord des Dzeandampfers als Gast der Vereinigten Staaten in Begleitung des Mr. Ellison und blickte wieder einmal empor zu den Sternen. Mein Gott, wie viele es deren gab! Und keiner der auch nur einen Moment ein stetes Licht gezeigt hätte! Sie flackerten förmlich hin und her. Und dabei hießen sie „Fixsterne“, die unverrückbaren, alle von Menschenleben gezählten Jahrtausende überdauernden Zeugen der Ewigkeit und Unwandelbarkeit am Firmament! Grün, blau, rot, gelb, violett — bald schwanden sie ganz und flammten dann neben sich selbst in neuer Pracht wieder auf, die Unstetigkeit mit der Beständigkeit vereinigend!

Und im Gegensatz zu ihnen diese Wogen! Dieses ewige Einerlei! Sie rollten mit mächtigem Schwall heran, und der Bug des gewaltigen Dzeandampfers ging glatt über sie hin, wie die Menschheit über das gleißende Unglück, das inmitten der riesigen Drüse, Erde genannt, ihrer harret, um sie dereinst hinauszupressen ins All mit samt dem erräumten Accumulator.

Werner bedurfte der Berührung mit den Elementen, um sich über die Homunkuluswelt zu erheben, die all seine Sinne jahrelang gefangen gehalten hatte. Ein Neugeborener sah er wie einst Kolumbus das blaue Ufer des gewaltigen Kontinents jenseits des Dzeans sich aus den Wogen erheben. Die Zeit des Träumens, des Grübelns war vorüber. Ein frisches, kräftiges, sonderbar bewegtes Leben empfing ihn wie ein Strom, der das stagnante Wasser vor sich herreibt.

Schon näherte sich der Schnelldampfer, welcher die Briefe und Zeitungen in Empfang nahm und schnellig, um die Zeit der Hollerledigung zu gewinnen, wieder hafenaufwärts fuhr. Zwei andere kleinere Dampfer spieen einige Interviewers an Bord, von denen sich Werner und Ellison sogleich umringt sahen, und in Castlegarden wurden sie von den Vertretern des Präsidenten und anderen Persönlichkeiten empfangen. Unter diesen befand sich auch Mr. Bruce als Kommissar des Ausstellungscomitees, der den alten Freund freudig bei den Schultern faßte. „Ganz der alte, liebe Werner!“ rief er, „ganz derselbe, wie Sie uns in Heidelberg verließen. Und wer, denken Sie, ist der erste, von dem ich Sie zu grüßen übernommen habe? Nun, wer kann es sein, als Miß Kate Wilfing. Ich soll Sie noch heute in ihr Haus geleiten.“

„So bald als irgend möglich, Mr. Bruce,“ stieß Werner fast wider Willen heraus. Ihn durchzuckte etwas, wie ein elektrischer Schlag. Bruce hatte sie Miß Wilfing genannt — nicht Mißtref Bruce. Also gab es noch etwas, um dessentwillen es wert war, zu leben! Und dennoch!

Als Werner die vornehme Villa betrat, in welcher Kate Wilfing ihren Unterricht an die allerhöchsten Töchter der Staaten erteilte, empfand er etwas wie Verachtung. Das war keine Schule, sondern eine Art von Atelier. Die bestbezahlten

Künstler der alten Welt wohnten in Hütten, wenn man ihren Brunk gegen denjenigen hielt, der diese Schulmeisterin umgab. Freilich Miß Wilfing hat Pensionäre und Schülerinnen, die einst ein Vermögen von hundert Millionen ihrem Gatten mitbringen werden und für die stets einige Equipagen bereit stehen. Und ihr Haushalt ist von einer Schar von Höflingen nebst deren Gesellschafterinnen bevölkert, die jede ihre besondere Dienerin haben. Professoren aller Art stehen den verschiedenen Lehrfächern vor. Miß Wilfing giebt in allen Dingen nur den Ton an, fast in der Weise einer Mitschülerin, mehr durch ihr Beispiel wirkend.

Wenn diese Kate Wilfing nun den berühmten Gast der alten Welt empfing, so geschah es als Repräsentantin einer neuen, anders gearteten Welt, mit deren auserlesensten Töchtern sie ihn jetzt bekannt machte. Bruce selbst führte ihn in diesen Salon ein.

Kate stand in der Mitte der jugendlichen Schar, fast die Schönste unter allen ihren Schülerinnen, deren durchgeistigte Köpfe sich dem vielgerühmten Ankömmling zuwendeten. Sie trat ihrem ehemaligen Verehrer sofort entgegen und reichte ihm lächelnd die Hand.

„Seien Sie herzlich unter uns willkommen!“ rief sie ihm zu, und zwar auf deutsch. „Ich bin beauftragt, Ihnen den Dank dieser Damen auszusprechen, dafür, daß Sie sich überwunden haben, die Gefilde der Kultur mit den Wildnissen der neuen Welt zu vertauschen.“

„Diese Wildnisse sind es, wo die Früchte Ihres Denkens zuerst zur Reife gelangen,“ fügte Bruce hinzu.

„Und nicht bloß des Ihrigen, Herr Werner Plehn,“ fuhr Kate fort, „Deutschland wird bei uns zu neuem Leben aufgeweckt. Wir alle sind Schwärmerinnen für deutsche Litteratur, deutsche Musik und deutsche Tüchtigkeit. Allerdings pflücken wir nur die Blumen und lassen dem Botaniker das Kraut. Miß Gould kann sogar Goethes Tasso auswändig. Ihr Vater wurde bleich, als er es zuerst erfuhr.“

„Ja, er hörte die Namen Goethe und Tasso zum erstenmale in seinem Leben,“ lachte Miß Gould.

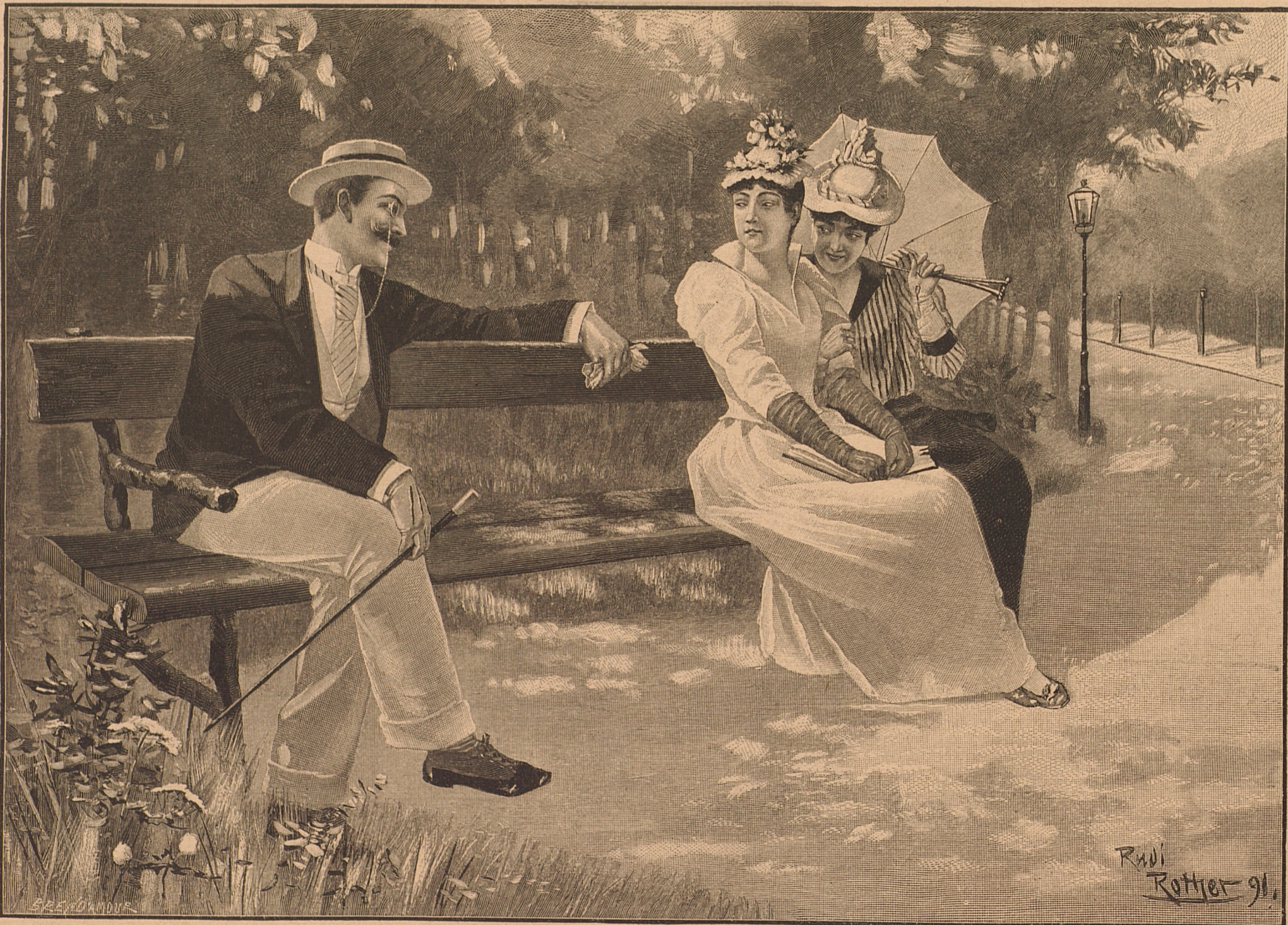
„Und Miß Vanderbuit liest den Schopenhauer,“ fuhr Kate lachend fort.

„Er reizte mich, dieser Philosoph,“ fügte die Genannte hinzu, „er denkt so schlecht von unserm Geschlecht — es ist geradezu entzückend, wie er unsere Mängel beschreibt. Wie groß ist unser Verdienst, daß wir diese Mängel nun unter uns ausmerzen.“

„Wir geben uns redliche Mühe,“ rief eine dritte Dame, welche dem deutschen Gelehrten als Miß Howell vorgestellt wurde. Und ihr folgten dann die übrigen Anwesenden, während ein Schwarzer den Thee herumreichte.

XII.

Allmählich ging dem Gaste der Geist auf, der in diesem Kreise herrschte, und die Verachtung, der Neid, die Eifersucht, welche er beim Betreten der „Wilfingischen Akademie“ empfunden hatte, schwanden. Kate selbst war es, die ihn vollends von seiner Befremdung befreite. Er wurde von Bruce ange-



Auf der Kurpromenade. Originalzeichnung von Rudi Rother.

wiesen, sie als Ehrengast zu Tische zu führen, und die unge-
suchte Natürlichkeit ihres Geplauders verschonte all' die
Grillen, die ihn jahrelang geplagt hatten.
"Es ist nur gut, daß Sie endlich einmal gekommen sind,"
sagte Kate, als sie neben einander bei der Tafel saßen, "ich
hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, Sie jemals wiederzu-
sehen, Herr Plehn."
"Sie haben dabei jedenfalls sehr viel Resignation bekundet,"
bemerkte Werner.

Mangel an Verständnis seitens ihres altweltlichen Freundes
verlezt würde.
"Es ist wahr," sagte sie, "wir sind eine Nation von Dollar-
jägern. Darin haben wir etwas von den Ureinwohnern dieses
Kontinents überkommen, den Indianern. Und wie diese werden
auch wir einer höheren Kultur uns beugen müssen oder ihr er-
liegen, einer Kultur, zu deren Trägern sich die Frauen machen."
"Das ist also das Geheimnis der Frauenherrschaft in
Amerika," meinte Werner ein wenig amüsiert.

"D, bei uns redet jeder, das ist so selbstverständlich, wie
das Atmen. Es giebt hier noch so viel zu sagen und zu lernen.
Und man ist so dankbar selbst für ein wenig. Wir sind nicht
überfättigt von Philosophie, Musik, Kunst und Wissenschaft."
"Es scheint mir, als ob wir in der alten Welt von Ihnen
vieles lernen könnten," erwiderte Werner. "Unsere Männer
sind vielleicht weniger raubfüchtig, als nach Ihrer Schilderung
die Amerikaner, und der Staat greift bei uns hie und da hel-
fend ein, aber unversehens entsteht auch um uns her eine ganz



Ein venetianisches Frauenbild. Gemälde nach dem Leben von Paul Heydel.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

"Das ist ja wohl nach altweltlicher Ansicht unser Element?"
fragte Kate.
Werner blickte auf die blühende Jugend und Schönheit
rings umher. "Altweltlich oder neuweltlich," erwiderte er,
"weltlich ist es auf alle Fälle. Das Element nämlich, in
welchem Sie sich bewegen, Miß Wisting. Es ist kaum das der
Entfaltung. Sie umgeben sich mit den werdenden Königinnen
der Gesellschaft."
"Und ich fühle die Schwere der Verantwortung," lachte
Kate. "Von den Böglingen dieses seltsamen Instituts wird
einst vieles abhängen."
"Das Schicksal von vielen Millionen — Dollars," ergänzte
Werner trocken.
Kate zuckte leicht mit den Achseln, als ob sie von einem

Kate nickte überzeugungsvoll.
"Ja," fuhr sie fort, "denn unsere Männer sind darum
wenig bekümmert, was einmal daraus werden wird, oder wie
die Armen, Ausgeplünderten und Verkommenen, die unser
System erzeugt, Schutz und Obdach finden. Da treten wir
Frauen helfend ein. Sehen Sie dort jene Dame in Schwarz.
Sie ist die Tochter eines vielfachen Millionärs, der alle Welt
betrogen und verraten und an dem Tode von Tausenden die
Schuld trägt. Sie aber widmet sich milden Werken, sie steht
wie fast jede meiner Damen einer Sonntagschule vor, gründet
Hospitäler, Armenapotheken, Waisenhäuser, Volksbibliotheken
und veranstaltet Vorlesungen. Wenn Sie zu einem Vortrage
von ihr aufgefordert werden, bitte, schlagen Sie es ihr nicht ab."
"Wenn ich nur ein Redner wäre!"

neue Welt, der dieser Staat nicht gewachsen ist, und nun fehlt
es unseren Frauen an frischer Initiative, Thatkraft und Ge-
wöhnung und vor allem an Einsicht in die Größe ihrer Auf-
gabe, welche wohl ganz folgerichtig darin besteht, das lindernde
Del guter Gesittung auf die heißgelaufenen Räder zu träufeln,
um die der schwindelerregende Umschwung sich vollzieht. Der
Beruf der Frauen ist bei uns in diesem Lichte noch nicht ge-
nügend betrachtet worden."
"Sondern nur mit dem der grämlichen Diogeneslaterne,
deren sich Ihr Schopenhauer bediente," lachte Kate. "Das geht
so weit, daß Mr. Bruce einmal erklärte, Lessings Minna von
Barnhelm wäre gar keine deutsche Dame. Eine deutsche Minna
wäre bei ihrem Stricktrumpf geblieben, anstatt einem invaliden
Major ohne Mittel nachzureisen und die Wunden zu heilen

Die Amateurphotographie.

Nachdruck verboten.

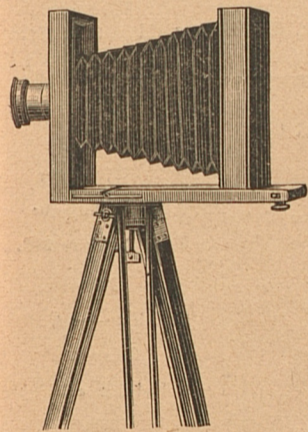
Es sind erst wenige Jahre verflossen, seitdem man von einer Amateurphotographie sprechen kann. Bis vor kurzem war die Photographie noch eine Kunst, zu deren Ausübung es eingehender Studien und vieler Uebung bedurfte. Durch die Bemühungen deutscher Techniker, besonders des Professors H. W. Vogel an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, ist jetzt jedermann mit wenig Mühe und ohne größeren Aufwand fähig, photographische Aufnahmen auszuführen. Natürlich wird auch hierbei der Erfolg dort am bedeutendsten sein, wo Geschick und Ausdauer am größten sind. Wir wollen im nachfolgenden die Methoden mitteilen, nach denen jede Leserin imstande sein wird, Lichtbilder selbst herzustellen.

Der Apparat, in dem der Sonnenstrahl das Lichtbild entwirft, ist die von dem berühmten italienischen Maler Leonardo da Vinci konstruierte camera obscura. Sie besteht im wesentlichen aus drei Theilen: dem im Innern geschwärzten Kasten, der zumeist wie eine Ziehharmonika verlängert oder verkürzt werden kann; einer Glaslinse (Objektiv), die sich in einem Gehäuse befindet und das Lichtbild entwirft; und endlich aus einer matt geschliffenen Glasplatte (Visierscheibe). Soll ein Gegenstand aufgenommen werden, so ist die camera obscura mit der Linse nach vorn so auf ihn zu richten, daß man ein deutliches Bild von ihm auf der Visierscheibe erhält. Man erzielt dieses dadurch, daß man den Apparat mehr oder minder auszieht. Das Bild auf der Visierscheibe ist umgekehrt und erscheint in den natürlichen Farben, wie der aufzunehmende Gegenstand sie selbst besitzt. Durch Näherung an diesen kann man das Bild in beliebiger Weise vergrößern. Es ist nun die Aufgabe der Technik, das zarte und bewegliche



Bild auf der Visierscheibe zu fixieren.

Dem Lichtstrahl wohnen bekanntlich chemische Eigenschaften inne, welche man z. B. daraus erkennen kann, daß bunte Stoffe und dergl., die in den Fenstern der Kaufleute ausliegen, nach und nach gebleicht werden. Ganz besonders finden sich diese Eigenschaften bei einigen Silberverbindungen ausgeprägt, und zwar zumeist beim Brom-, Jod- und Chlor Silber. Diese Verbindungen werden daher auch benutzt, um das Lichtbild in der camera obscura festzuhalten. Früher mußte man sich die photographischen Silberplatten selbst präparieren, jetzt werden diese, die „Brom-Silber-Gelatine-Trockenplatten“, auch kurz Trockenplatten genannt, im großen fabrikmäßig hergestellt.



Nachdem man ein klares Bild von dem aufzunehmenden Gegenstande auf der Visierscheibe erhalten hat, fügt man an deren Stelle, und zwar in einer Kassette verschlossen, die Trockenplatte in den Apparat ein, öffnet die Kapsel, welche die Glaslinse bedeckt, und setzt je nach Lage der Verhältnisse, von denen wir unten weiter handeln werden, die Platte einige Sekunden oder nur Bruchtheile einer solchen der Belichtung aus. Bei allen folgenden Operationen ist die Platte stets vor dem Tageslichte auf das strengste zu bewahren und nur unter roter Beleuchtung zu behandeln. Man erhält diese durch einen roten Cylinder.

Betrachtet man die photographische Platte, nachdem sie der Camera entnommen ist, im „Dunkelzimmer“, so sieht man zunächst noch nichts; der Sonnenstrahl hat den chemischen Prozeß erst „vorbereitet“. Das Bild muß daher auf künstliche Weise „hervorgehoben“ werden. Zur Entwicklung des Bildes badet man die Platte in einer Lösung von Pyrogallussäure und bedient sich hierzu am besten einer viereckigen, flachen, im Innern lackierten Schale von Papiermaché. Nunmehr erscheint das Bild auf der Platte, aber in der verkehrten Verteilung von Licht und Schatten, als der Gegenstand es zeigte, das heißt: die hellen Stellen des Originals erscheinen dunkel, die dunklen hell. Der Photograph bezeichnet dieses Bild als das „Negativ“.

Die Platte ist noch immer lichtempfindlich und darf daher dem Tageslichte nicht ausgesetzt werden. Um das Bild zu „fixieren“, also ein für allemal festzuhalten, versenkt man die Platte in ein Bad von Natron. Um endlich das Bild in den natürlichen Lichtverhältnissen zu gewinnen, bedeckt man das Negativ mit lichtempfindlichem Papier — von welchem das „Chlor-Silber-Celloidin-Papier“ als das beste zu empfehlen ist — und setzt diese Kombination einige Zeit dem Tageslichte aus. Man erhält nunmehr auf dem Papier das eigentliche Bild, das „Positiv“. Die letzten Ausführungen können beliebig oft wiederholt werden.

Das sind in großen Zügen die Operationen, welche der Photograph durchzuführen hat. Wir wollen nunmehr auf gewisse Einzelheiten etwas spezieller eingehen. Es ist wohl zu unterscheiden, ob eine Aufnahme im Freien, also im vollen Lichte, oder im geschlossenen Raume erfolgt; ist ersteres der Fall, so darf die Belichtung in der Camera nur Bruchtheile einer Sekunde andauern. Da es nicht möglich ist, in so kurzer Zeit die Objektivlinse der Camera zu verschließen, so bedient man sich bei solchen „Momentaufnahmen“ eines automatischen

Verschlusses. Zur Aufnahme im Zimmer genügen ein bis zwei Sekunden. Um zu erkennen, ob das Bild gelungen, betrachte man die Platte, nachdem sie „hervorgehoben“ — fixiert und getrocknet — worden ist, von der Rückseite. Die dunklen und hellen Stellen müssen nunmehr scharf voneinander abstecken. Währt die Belichtung zu lange, dann ist die Platte „überexponiert“, das heißt verdorben. Bei der Entwicklung der Platte von Momentaufnahmen nimmt man einen Teil Pyrogallussäure auf fünf Teile Wasser; bei den länger währenden Aufnahmen (Zeitaufnahmen) einen auf zehn. Das Bild pflegt dann nach etwa vier Minuten hervorzutreten. Nach Vollendung dieser Operation wird die Platte etwa fünf Minuten, nachdem sie vorher gut abgespült, in eine Mischung von Wasser und krytallisiertem Natrium (1 Liter Wasser auf 50 g Natrium) gelegt. Das oben angeführte Natronbad zur Fixierung mischt man am besten aus 800 g Wasser und 200 g unterschwefligsaurem Natrium. In diesem hat die Platte sechs bis zehn Minuten zu bleiben. Diese ist nun wiederum abzuspielen und in einem Gefäß mit Wasser zwei bis drei Stunden auszuwaschern. Hierauf läßt man die Platte trocknen. Auch das „Positiv“ wird eine gleiche Zeit mit fließendem Wasser behandelt.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt ist der Apparat aufzustellen. Bei Porträts z. B. muß das Stativ so gerichtet werden, daß der Apparat der Schulterhöhe der aufzunehmenden Person gleichkommt. Sollen Aufnahmen im Freien gemacht werden, dann hat man als Hintergrund Bäume und dergl. möglichst zu vermeiden, da das grüne Licht regelmäßig schädlich wirkt.

Die große Empfindlichkeit der neuen Trockenplatten ermöglicht es auch, Personen und überhaupt Lebewesen jeder Art in der Bewegung aufzunehmen. Zu diesem Zwecke werden besondere Apparate konstruiert, die mit einem Visier versehen sind, ähnlich wie bei einer Flinte, mit welchem man nach dem Gegenstande zielt und im richtigen Augenblicke den Verschluß des Objektivglases öffnet und schließt.

Die vorstehende Anweisung genügt, um eine gute Photographie zu erzielen, wenn die Anfängerin mit einer gewissen Ausdauer bestrebt ist, sich die Handgriffe präzise einzüben; freilich muß stets im Auge behalten werden, daß die Photographie eine Kunst ist und daß der Erfolg der aufgewendeten Arbeit entsprechen wird.

Franz Bendt.

Aerzliche Plaudereien.

Von Dr. med. G. Sandern.

Nachdruck verboten.

Seebäder.

Im Hoch- und Spätsommer, wenn heiß die Sonne herniederbrennt, die Schule ihre Pforten geschlossen hat, der Gerichtsbeamte heraus darf aus seinem Altkensstübchen, der Kaufmann den Zahlenreihen seines Hauptbuchs, der Industrielle dem Lärm seiner Maschinen sich entziehen kann, dann lautet die allgemeine Parole: hinaus ins Freie, ins Hochgebirge, vor allem aber an die See! Und in der That, eine bessere Erholung für die im modernen Kampf ums Dasein ermüdeten Nerven giebt es kaum, als sie der Aufenthalt am Meeresstrande gewährt.

Zwei mächtige Heilfaktoren bietet die See, die Luft und das Bad, die allerdings nur dann günstig wirken, wenn der Körper eine gewisse Widerstandsfähigkeit besitzt und Herz und Lunge gesund sind.

In der stark bewegten, wasserdampfreichen, salzhaltigen Seeluft, die sich außerdem noch durch hohen Sauerstoffgehalt und Gleichmäßigkeit der Temperatur auszeichnet, wird dem Körper viel Wärme entzogen, ohne daß dieser Wärmeverlust, diese Abkühlung, als Frostgefühl zur Wahrnehmung kommt; man friert an der See viel seltener als auf dem Festlande, obwohl der Wärmeabfluß am Nordseestrand z. B. bei weitem rascher erfolgt als auf den Höhen zwischen 3000 bis 6000 Fuß über dem Meere.

Andererseits aber ist der Ertrag der verlorenen Wärme viel intensiver, da die ozonreiche Luft große Mengen Sauerstoff dem Körper zuführt und so den Verbrennungsprozeß der Gewebe erheblich fördert. Der Anprall der lebhaft bewegten, salzgeschwängerten Luftwellen, die den Körper umspülen, reizt ferner die Hautnerven zu erhöhter Thätigkeit. Die Folge davon ist, daß das Nervensystem, wenn es nicht von vornherein zu reizbar und geschwächt ist, schließlich beruhigt und gekräftigt, der Appetit angeregt, die Blutbildung, die Ernährung gehoben wird.

Noch mächtiger wirkt auf den Körper der zweite Faktor, das Seebad, ein. Das Meerwasser stellt sich als eine zwei- bis vierprozentige Salzlösung dar, in der das Kochsalz die Hauptrolle spielt. Ein Bad in der See wirkt also in erster Linie wie ein Soolbad reizend auf den Körper; es beeinflusst ihn ferner durch den Kältereiz und endlich mechanisch durch den Wellenschlag.

Wie die Seeluft, doch bei weitem stärker als diese, setzt das Bad die Körpertemperatur herab, um darauf die Wärmeproduktion zu steigern, womit ein erhöhter Stoffwechsel Hand in Hand geht; bei starker Konstitution erfährt der Körper dadurch eine kräftige Anregung und Belebung, während schwächliche und blutarme Personen, die nicht genügend „Brennstoffmaterial“ zuzusetzen haben, die Seebäder nicht vertragen, ja dadurch noch schwächer werden. Vorsichtige Gewöhnung an die Seeluft, vorübergehende warme Seebäder müssen bei solchen Personen einem kalten Strandbade vorangehen.

Auch das Alter über sechzig Jahre verbietet im allgemeinen den Gebrauch des kalten Bades, während häufig die Seeluft wie ein Jungbrunnen belebend und erquickend wirkt. Ebenso steht es mit Kindern im Alter von zwei bis fünf Jahren. Sie sollen sich tüchtig am Strande umhertummeln, im Sande ihre munteren Spiele treiben, ins Bad aber sollen sie nur höchst vorsichtig nach vorheriger Gewöhnung an das Seewasser durch morgendliche Seewasserabwaschungen, warme Seebäder gebracht werden. Wie häufig aber sieht man, daß die Kleinen, die schon durch das Wogen und Brausen der Wellen in Angst und Schrecken gesetzt sind, mit Gewalt unter lautem Angstgeschrei rücksichtslos ins Wasser getaucht werden, eine Rigorosität, die statt beabsichtigter Abhärtung das Allgemeinbefinden herunterbringt!

Eine bedeutungsvolle Rolle spielt im Seebade eine zweckmäßige Diät. Der Binnenländer ist an eine Reihe von Genüssen nicht gewöhnt, den der Aufenthalt an der See bietet, er vermeide sie; besonders die schwerverdaulichen Seefische, Seekrebse, die oft Indigestionen hervorrufen. Ebenso ist der Kaffee gleich nach dem Essen, da er die Verdauung beeinträchtigt, zu vermeiden. Man nehme ein leichtes Frühstück, mache dann einen kleinen, etwa einstündigen Spaziergang und habe am besten zur Zeit der höchsten Flut, wenngleich dadurch die Badestunde täglich sich ändert.

Nach Verlassen des Badekarrens begeben man sich schnell dahin, wo die Wellen sich überstürzen, und fange diese mit dem Rücken oder der Seite auf, in halbzigender Stellung oder indem man ihnen sich rückwärts entgegenwirft. Gerade der Anprall der mit unzähligen Sandteilchen beladenen Wellen erweckt am Körper ein wonniges Kraftgefühl, das durch die Reibung der zurückströmenden Welle noch erhöht wird. Jede Bekleidung im Bade hemmt deshalb auch die volle Wirkung des Bades, ein Uebelstand, der in unseren civilisierten Modebädern eben in Kauf genommen werden muß. Nach dem Bade trockne man sich schnell ab, wobei der Körper tüchtig frottirt und besonders der Kopf von der Feuchtigkeit befreit werden muß. Das häufig übliche Uebergießen des Körpers mit Wasser ist, da es die Abkühlung steigert und deshalb leicht Erkältungen hervorruft, schädlich und bei schwächlichen Personen insbesondere zu vermeiden. Ein Fußbad dagegen beim Betreten der Zelle, wie es besonders in französischen Seebädern üblich, ist zur Entfernung des Sandes durchaus zweckmäßig, da es ein schnelleres Ankleiden gestattet. Fröstelt der Körper nach dem Bade, so leistet eine Tasse heißer Bouillon oder ein Schälchen Wein gute Dienste. Dann aber muß ein kurzer Spaziergang, dem eine kräftige Mahlzeit folgt, dem Körper wieder erhöhtes Wärmegefühl geben. Ein kurzer Schlaf nach dem Mittagessen wird besonders weniger kräftigen Personen wohlthun.

Zu warnen ist vor übermäßig ermüdenden Spaziergängen, zu lange ausgedehnten nächtlichen Sitzungen und vor zu langem Aufenthalt in der kalten Abendluft. Man verseehe sich reichlich genug mit warmer Kleidung, es ist das überaus wichtig.

Die beste Zeit für das Seebad sind die Monate Juli bis Anfang Oktober, wobei zu beachten ist, daß in den Sommermonaten bis zum Beginn des August die Luft milder und schwächlichen Personen deshalb zuträglicher ist, während der Spätsommer des stärkeren Wellenschlags und der kühleren Temperatur wegen für kräftige Menschen sich mehr eignet.

Sommertoiletten.

(Hierzu die Abbild. S. 258.)

Die in diesem Jahre ganz besonders herrschende Vorliebe für Spitzen zeigt sich deutlich an den auf der Titelseite dieser Nummer abgebildeten Toiletten, von denen das Mantelet, Fig. 1, fast ganz aus diesem Material gefertigt, das Kleid aus Foulard (Fig. 2) reich mit Spitzen garniert ist.

Das Mantelet Fig. 1 (siehe auch die untenstehende Rückansicht) besteht aus einem 62 Cent. langen, 250 Cent. weiten schwarzen Spitzenstück, der oben eingekräuselt, mit einer Passe aus Seidenreps verbunden ist, welcher man einen Medizistragen angehängt hat; letzteren zielt innen eine 7 Cent. breite Spitzenrüsche, die, bemessen oben 2 Cent. breit überstehend, hinten — durch den Schluß des Kragens — nach der Außenseite geleitet und daselbst in eine doppelte Tallsalte gelegt ist. Hinten liegt dem Mantelet eine 6 Cent. breite Wattaufschale aus Seidenreps auf, welche einen 53 Cent. breiten, mit Taffettfutter versehenen Zell erfordert; außerdem zieren es Schleifen von Reppband.

Das Kleid aus rosa, schwarz gemustertem Foulard besteht aus Rock und Ueberkleid; ersterer aus Taffet ist innen mit einer 12 Cent. breiten Plüßschrur von gleichem Stoff, auf der Außenseite mit einer



Fig. 1.



Fig. 2.

gleichbreiten Frijur von Foulard garniert. Das den Rock bedeckende Ueberkleid hat man, vorn übereinanderbreitend, an der linken Seite geschlossen und auf dem nur aus rosa Taffet gefertigten kurzen linken Vordertheil, dem sich ein kleiner Lakteil anschließt, mit schwarzer Guipürespitze bekleidet. Der rechte, bis zum Saum des Rocks reichende Vordertheil aus Foulard ist, wie ersichtlich, leicht faltig arrangiert und am vorderen Rande mit einer 32 Cent. breiten, teils glatt, teils faltig aufgesetzten Spitze garniert, deren Faltenlagen am Taillenschluß durch eine Rosettenfalte von 3 Cent. breitem, rosa und schwarzem Atlasband gehalten werden; von letzterer ausgehend setzen sich zwei gleiche Bänder am vorderen Rande nach unten hin fort, und enden daselbst in einer Schleife. Hinten am Taillenschluß ist der Stoff mehrmals dicht eingereiht und mit Rosettenfalten verziert; den Rückenteilen schließen sich die übrigen Foulardteile an, welche die kurzen Seiten- und den linken Vordertheil begrenzen. Den unteren Rand des Ueberkleides garniert eine 6 Cent. breite, in Tallsalten gelegte Spitzenrüsche. Ein hinten unter einer Rosettenfalte geschlossener, mit Band überdeckter Siebträger, sowie Doppelpußen aus Spitze auf den Ärmeln vervollständigen das Kleid. (Siehe auch die obenstehende Rückansicht.)

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Bonwitz u. Littauer, Wegsenstr. 26^a, Fig. 1; J. A. Seele, Leipzigerstr. 87, Fig. 2.

Porzellanradierung.

Nachdr. verboten.

Um mit Erfolg Porzellan radieren zu können, muß man als wichtigste Vorarbeit hierzu das Grundlegen oder Grundieren erlernen. Allerdings kann man in jeder Porzellanbrennerei fertig gestupfte und aufgezogene Stücke kaufen, diese sind aber unverhältnismäßig teuer, die Hauptsache bleibt stets, sich jede Sache so viel wie möglich selbst herzustellen.

Zum Arbeiten besorge man sich etwas Marcellinseide, die man über ein Wattebäuschchen von der Größe einer Walnuß zieht und oben zusammenbindet (Fig. 1). Dann einen langgebundenen Haarpinsel (Fig. 2) und einen Stupfpinsel, die je nach der Größe des Gegenstandes entsprechend stark sein müssen. Für Tassen und kleinere Flächen genügt eine Durch-



Fig. 4.



Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

messerstärke von 5 mm. Der Stupfpinsel ist vorn glatt geschnitten und wird zum Vertreiben der Farbe benutzt (Fig. 3). Die Porzellanfarbe wird wie zum Porzellanmalen angerieben. Eine gute Messerspitze voll Farbe, ebensoviel Dicköl und ein paar Tropfen Nelkenöl werden auf einem mattgeschliffenen oder geblasenen Glas-

stück mit dem Glasreiber fein gerieben, bis die Masse nicht mehr knirscht; sie muß nun, mit dem Spatel aufgenommen, als schwer tropfende Flüssigkeit ablaufen.

Es ist hierbei zu beachten, daß dunkle Farben, um besser zu decken, etwas weniger Dicköl als helle Farben beanspruchen. Mit dem langgebundenen Pinsel streicht man die Grundfarbe glatt, schnell und möglichst gleichmäßig auf die Tasse, nimmt dann den Stupfpinsel, vertreibt den Ton, daß er gleichmäßig wirke, und bearbeitet dann die Fläche leicht mit dem Stupfballen, ohne viel Farbe dadurch herunterzunehmen. Je schneller und leichter man das Porzellanstück behandelt, desto gleichmäßiger wird die Fläche.

Bevor man eine derartige Arbeit unternimmt, mache man mehrfach Versuche auf einen flachen Teller, und erst wenn diese

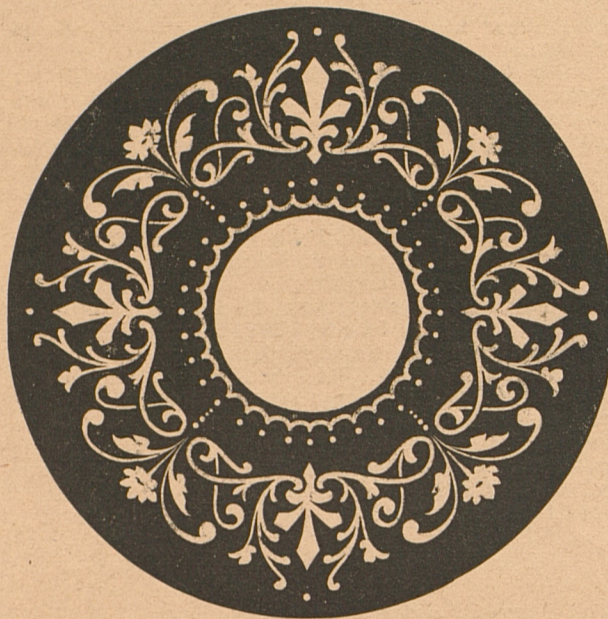


Fig. 5.

dann auf das Porzellan paßt. Einen Streifen Papier legt man um den Tassentopf so, daß er vollständig bedeckt ist, knüpft das Papier oben und unten fest um den Kopf und nimmt es dann ab. Mit der Schere wird nun die Form so ausgeschnitten, daß man die genaue Größe der Tassenoberfläche vor sich hat. Man knüpft das Papier senkrecht in vier gleiche Teile und zeichnet das Ornament ein. Diese Zeichnung paßt man auf den Grund über, indem man etwas Graphitpapier zwischen Pause und Tasse legt. Da der Bleistift sich schwach markiert, nimmt man feines Deckweiß und zeichnet das Ornament Fig. 4 und 5 nach. Mit einem scharfen Radiermesser hebt man nun die Stellen zwischen den weißen Strichen aus und achtet dabei auf eine scharfe, glatte Kontur.

Die Untertasse teilt man in vier gleiche Teile, klebt in die Mitte derselben ein Stückchen Papier, setzt den Zirkel ein und schlägt damit einen leichten Kreis, der die Grundfarbe nicht verlegt. Dann überträgt man das Ornament durch Pausen oder freihändig und verfährt im übrigen wie beim Tassentopf.

Ist die Arbeit vollständig fertig, so staubt man sie ab, sieht die Konturen durch und ergänzt sie, wenn es irgendwo fehlt, vorsichtig mit der Grundfarbe. So giebt man die Tasse zum Brand. Goldlinien und etwas Gold am Henkel legt der Brenner auf. Da Monogramme sehr gebräuchlich sind, so läßt sich ein solches der Arbeit auf der Vorderfläche leicht hinzufügen, wenn man es nicht vorzieht, es auf dem runden weißen Stück der Unterschale aufzumalen.

Oskar Hülker.

Neue Bücher.

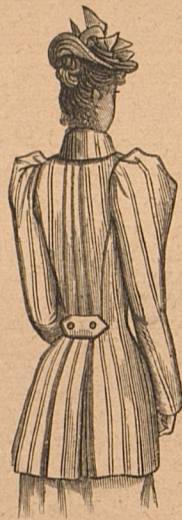
„Brockhaus' Konversationslexikon“, dieses älteste und in seiner Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit noch immer unübertroffene encyclopädische Wörterbuch, von welchem der erste Band der ersten Auflage im Jahre 1796 erschien, wird jetzt mit seiner 14. Auflage das hundertjährige Jubiläum erleben. Dem Stab von Mitarbeitern, 350 an der Zahl, welche in diesem händereichen Werke den gesamten Wissensstoff der Gegenwart, auf nahezu 100 000 Artikel verteilt, in vielfähriger systematischer Arbeit zusammengetragen haben, gehört eine Reihe von Koryphäen der Wissenschaft und ihrer praktischen Anwendung an: die meisten juristischen Artikel sind von Mitgliedern des Reichsgerichts, die militärwissenschaftlichen größtenteils von Mitgliedern des Generalstabes, Kriegsministeriums oder Ingenieurcorps, die naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, geographischen, litterarischen und technischen Artikel von anerkannten Fachmännern bearbeitet. Die Fassung ist leichtverständlich, doch auch für den Fachmann anregend und belehrend. Besondere Rücksicht ist überall auf die Verhältnisse im Deutschen Reich, in Oesterreich und der Schweiz genommen. Der Text ist gegen die vorhergehende Auflage um einen vollen Band vermehrt worden, so daß jeder der jetzigen 16 Bände 64, statt bisher 60, Bogen umfaßt. Künstlerisch vollendet sind die Abbildungen in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich und Lithographie, die Chromotafeln, Karten und Pläne, die dem Werke in reichster Zahl beigegeben sind. Nützlich ist auch die sorgfältige äußere Ausstattung: leserliche, große Schrift, gleichmäßiger Druck, holzfreies, gutes Papier, dauerhafter Einband. Die Jubiläumsausgabe, von der bereits die ersten beiden Bände vorliegen, erscheint in zwei Ausgaben, und zwar in sechzehn Bänden zu je 10 Mk., oder in 256 Heften zu je 50 Pf., die wöchentlich zur Ausgabe gelangen.

Der jetzt erschienene 7. Band der 3. Auflage von „Brehms Tierleben“ reiht sich den vorausgegangenen Bänden ebenbürtig an. Der von den Professoren Dr. O. Voeltgen und Dr. Rehnelt-Loeschee neu bearbeitete Band umfaßt die Gruppen der Kriechtiere und Lurche: Eidechsen, Schlangen, Krokodile, Schildkröten, Frösche, Molche, Olme u. s. w. Unsere Kenntnis der Lebensweise dieser Tiere wird durch diesen Band wesentlich erweitert: alle neueren Forschungsergebnisse sind berücksichtigt worden. So bietet auch dieser neue Band mit seinem gebiegenen Inhalte eine Fülle von Belehrung und Unterhaltung; die reizvolle Art der Darstellung, die Lebendigkeit der Sprache, sowie die künstlerische Vollendung der Bilder fesseln den Leser von Anfang bis zu Ende. Der Band enthält 167 Abbildungen im Text, sowie 16 Tafeln in Buntdruck und in Holzschnitt. Für die große Sorgfalt, welche die Verlagsabteilung, das Bibliographische Institut in Leipzig, auf die innere und äußere Ausstattung des Werkes verwendet, gebührt ihr volle Anerkennung.

„Weibliche Kräfte.“ Eine Studie von S. Binder. Stuttgart, G. Z. Götschensche Buchhandlung. — Eine sehr zeitgemäße und vortrefflich geschriebene kleine Broschüre, der wir nur den allerweitesten Leserkreis wünschen können. In überaus geistvoller und durchweg überzeugender Weise tritt die Verfasserin für das berechnete Verlangen der deutschen Frauenwelt ein, das ja nun endlich auch seitens der preussischen Regierung ein freundliches Entgegenkommen gefunden hat. Die von edelstem Streben befehlte kluge Frau weiß ihre Mitbürgerinnen energisch aus der Gleichgültigkeit aufzurütteln, weiß sie mit dem ganzen Rüstzeug ihrer großen Erfahrung für die eigene Anschauung zu gewinnen und zu interessieren, weiß endlich auch den gedankenlosen oder heuchlerischen Redensarten von der vermeintlichen Gefahr der Frauenemanzipation für unsere Sitte und Kultur in überlegener und wirksamer Weise zu begegnen; denn gerade die Schamhaftigkeit der Frauen hat das Verlangen nach weiblichen Krerten hervorgerufen, und gerade auf die Erhöhung von Sitte und Kultur richten sich alle Bestrebungen des weiblichen Geschlechtes. Die Broschüre verdient das volle Interesse der Frauenwelt.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juli“.

Fig. 1. Promenadenkleid für junge Damen. Das aus Rod, Bluse und Paletot bestehende elegante und hübsche Kleid eignet sich, je nach der Wahl der Stoffe, sowohl für die Reise wie für die Promenade. Unser Original, das sich für letztere Zwecke empfiehlt, ist aus gestreiftem Kreppstoff und Surah gefertigt; der Rod aus ersterem Stoff hat vorn eine Länge von 110, hinten von 128, unten eine Weite von 270 Cent., ist mit Taffettfutter versehen und innen mit einer 10 Cent. breiten, ausgeschlagenen Frijur von letzterem Stoff garniert; oben hat man denselben an den Seiten in Falten ausgenäht, hinten eingereiht und mit einem 5 Cent. breiten, erforderlich weiten Gürtel aus Surah versehen, der mit einer Passementerie aus blau und weißer, silberdurchwirkter Seidenschmuck garniert ist. Die auf festem, anliegendem Taffettfutter gearbeitete Bluse aus Surah, deren kurzer Schoß unter dem Rod getragen wird, ist oben vom Halsauschnitt ausgehend etwa 23 Cent. lang, wie ersichtlich, in abwärts gekehrte tiefe Quersalten gelegt, am Taillenabschluß zweimal eingekräuselt und vorn mit Hakenschlus versehen, der durch eine gleiche Passementerie wie der Gürtel gebildet wird. Letztere wiederholt sich auf dem Stehtragen und am unteren Rande der Ärmel, die am Schluß mit Haken und Ösen geschlossen und oben durch überfallende Teile aus in Quersalten gelegtem Surah vervollständigt werden. Der vorn offene, hinten mit zwei doppelten Vollsalten gearbeitete Paletot, siehe die obendehende Rückansicht (die Vollsalten sind am Taillenabschluß durch eine 4 Cent. breite, 13 Cent. lange Spange gehalten), ist mit einem Rebersstragen verbunden und mit Surahfutter versehen.



1.

Fig. 2. Kleid aus changeant Seidenstoff. Rosa und grün changeant Seidenstoff, sowie écar-farbene Spachtelspitze sind für das, in seiner Form auch für ältere Damen geeignete Visiten- oder Promenadenkleid bearbeitet. Der vorn 110, hinten 130 Cent. lange, 270 Cent. weite Rod aus changeant Seidenstoff ist mit Taffettfutter versehen und unten mit einer Rüsche garniert, welche einen 26 Cent. breiten Streifen in schräger Stofflage erfordert, der oben und unten je 5 Cent. breit nach innen umgelegt und in der Mitte, zweimal ein 4 Cent. breites Köpfchen stehen lassend, eingereiht ist. Die an den Seiten und hinten mit langem Schoß versehene, vorn schräg geschlossene Taille hat man faltig arrangiert und passentartig, sowie außerdem, wie ersichtlich, auf den Vorder- und Seitenteilen aus changeant Seidenstoff mit écar-farbener Spitze überdeckt; den Rückenteilen treten, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, die in zwei doppelte Vollsalten geordneten mittleren Teile aus changeant Stoff über, die am Taillenabschluß durch eine Schleife aus 6 Cent. breitem Seidenband zusammengehalten werden. Vandeaur aus gleichem Band begrenzen die vorderen Passenteile, dabei den Ansatz der breiten Spitze deckend und schließend



2.

auf der Achsel mit einer Schleife ab; von letzterer ist außerdem je ein Bandende über die Seitenteile unter dem Arme fort nach vorn geführt, wo dieselben unter einer Schleife zusammengehaßt werden. Die im ganzen geschneittenen Ärmel sind oben an der Innennaht stark eingereiht, wodurch sie leicht puffig fallen. Ein mit Spitze überdeckter Stehtragen vervollständigt das Kleid.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Bonwitt u. Littauer, Behrensfr. 26¹.

Schach.

Aufgabe Nr. 317.

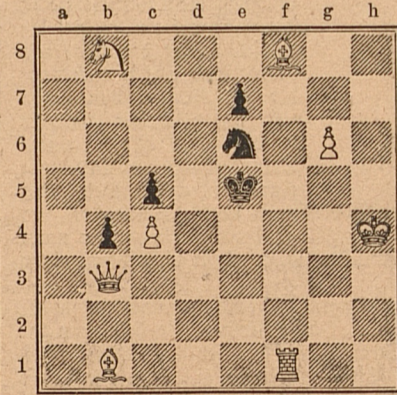
Von W. Cleave.

Zweiter Preis im Problemturnier von „Bristol Mercury“.

Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 315 Seite 219.

Weiß.



Weiß steht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung des Logogriff Seite 219.

Edda, Abda, Aida.

Rätsel-Distichon.

Zeugnis geb' ich der Welt von der Treue des Frauengeschlechtes; Aber des Herzens beraubt, spenb' ich belebenden Trank. Dr. — e.

Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von

2 1/2 Mark oder 1 1/2 Gulden pro Quartal

angenommen. — Unsere neu hinzutretenden Abonnenten machen wir besonders darauf aufmerksam, daß die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit von uns nachgeliefert werden, sowohl durch die Postanstalten als auch durch jede Buchhandlung. Die deutschen Postanstalten bemerken jedoch die Nachlieferung nur auf ausdrückliches Verlangen der Abonnenten und gegen Zahlung von 10 Pf. Bestellgeld.

Administration des „Bazar“.